Einleitung

In diesen Tagen der Erweiterung Europas nach Osten, der kontroversen Diskussion um einen möglichen EU-Beitritt der Türkei, der vielerorts spürbaren Furcht vor einer Migrationsbewegung aus den Beitrittsländern, die die Integrationsfähigkeit der Europäischen Gemeinschaft überfordern könnte, besitzt die Frage nach der Identität Europas besondere Brisanz. Kann die Geschichtswissenschaft diese Frage aus ihrer Sicht „historisch“ klären? Dieses Buch möchte einen Beitrag dazu leisten, indem es diejenige Phase der Geschichte beleuchtet, in der die Weichen gestellt wurden für die geographische Ausdehnung, die religiöse Prägung, die politische Verfassung und den kulturellen Charakter Europas. „Europa“ als politischer Begriff verdankt seinen Ursprung dieser historischen Umbruchperiode. In der Antike rein geographisch zur Bezeichnung eines der drei bekannten Erdteile neben Asien und Afrika verwandt, wandelte sich sein Charakter gegen Ende des 5. Jhs. Angesichts der Bedrohung durch die Westwanderung der Hunnen seit 375 und anschließend der Goten und das Vordringen des Islam entwickelte sich eine Art Gemeinschaftsgefühl der Betroffenen: Der Hunnenkönig Attila wurde z. B. als „Räuber an Europa“ verunglimpft, und Bischof Isidor von Sevilla bemerkte zu Beginn des 7. Jhs., dass die „Völker Europas“ vor den Goten zitterten. Bei diesem Autor findet sich auch die Bezeichnung „Europenses“ für die Menschen nördlich der Pyrenäen und der Alpen. Dies erscheint folgerichtig angesichts der politischen Schwerpunktverlagerung vom Mittelmeerraum in den nordalpinen Raum, den wir in dieser Zeit beobachten. Europa – das war künftig die mittelalterliche Welt in Abgrenzung zu Byzanz und dem Islam.

Denn die Trennung eines lateinischen Westens vom griechischen Osten, die mit der Reichsteilung des Kaisers Theodosius 395 begonnen hatte, vertiefte sich. Seit dem 5. Jh. verstand man im Westen immer weniger Griechisch, und die Novellen Kaiser Justinians wurden bereits zweisprachig promulgiert. Insbesondere christologische Glaubensdifferenzen und der Streit um den Primatsanspruch des römischen Papstes, den der Kaiser in Konstantinopel, der sich auch als Herr der Kirche verstand, nicht hinnehmen konnte, verbreiterten die Kluft.

Trotz dieser spaltenden Wirkung muss man auch die integrative Kraft würdigen, die das Papsttum in dieser Zeit für den Westen entfaltete. Die Ende des 6. Jhs. von Gregor dem Großen ausgehende und später auf den Kontinent zurückwirkende angelsächsische Mission war die Initialzündung für eine Einigung des lateinischen Westens unter römischem Vorzeichen, wie sie Mitte des 8. Jhs. im Bündnis zwischen Papsttum und Karolingern Gestalt gewann.

Die Christianisierung des Römerreichs hatte den Boden bereitet für die Ausbildung christlicher regna, deren entstehende Landes- oder eher Königskirchen freilich nur dann integrierend wirkten, wenn sie wie bei den Franken nach der Bekehrung Chlodwigs oder im Westgotenreich nach dem Konzil von Toledo 589 den katholischen Glauben der romanischen Bevölkerungsmehrheit übernahmen. Der vandalische Versuch einer militanten Durchsetzung des Arianismus scheiterte, der Dualismus von arianischer und katholischer Kirche im Ostgotenreich Theoderichs hatte nur kurzfristig Bestand.

Das Erbe der römischen Spätantike hat den Nachfolgereichen auf diese Weise seinen unverwechselbaren Stempel aufgedrückt, und deshalb beginnt das Buch mit einem Überblick über die vielfältigen Traditionen des imperium Romanum, die sich in der politischen und sozialen Verfassung, in Religion und Kirche, Sprache, Recht, Verwaltung, Bildung der neuen regna fortsetzten und teilweise bis heute zum Kernbestand europäischer Kultur zählen.

Doch ungeachtet der einigenden Tradition des christlichen Glaubens und der Kontinuität der Romanitas war Europa in politischer und kultureller Hinsicht von Anfang an ein Mischwesen, vergleichbar jener „ambigua puella“, von der der spätantike Hofdichter Ausonius (310–394) sprach. Jenes suebische Mädchen, das ihm während seiner Teilnahme am Alemannenfeldzug des Kaisers Valentinian begegnet war, hatte durch Geburt und Erziehung Anteil an zwei Welten, es war der römischen Kultur und der gentilen suebischen Herkunft verbunden (s.u. S. 91).

Wie in Bezug auf dieses Mädchen als einzelne Person, so ist das politische Europa das Produkt langfristiger Austauschprozesse und Akkulturationsvorgänge zwischen römisch-christlicher und allmählich romanisierter „germanischer” Welt. Im Verlauf des 4.–7. Jahrhunderts verwandelte sich das römische Westreich infolge der Zuwanderung germanischer gentes in eine Pluralität von Königreichen der Burgunder, West- und Ostgoten, Vandalen, Franken, Langobarden. Ein Großreich zerfiel in kleinere Einheiten, nachdem es lange Zeit vermocht hatte, die einsickernden Heerkönige mit ihren Kriegerscharen zu versorgen, zu integrieren, zu assimilieren und durch deren Verwendung im Heer für seine Zwecke nutzbar zu machen. Doch auch die neuen Könige profitierten von der Wanderung in Richtung auf die römischen Reichsgrenzen: sie und die hauchdünne Schicht der Zuwanderer schlossen foedera, Verträge, die ihnen gegen Waffenhilfe für die Römer zunächst Siedlungsgebiete außerhalb des Reichs und Jahrgelder sicherten, ab dem Ende des 4. Jhs. sogar Teile römischen Territoriums überantworteten. Erst das Sesshaftwerden in

ehemals römischem Gebiet katalysierte die Ethnogenese. Daher beinhalten die Kapitelüberschriften stets den Hinweis auf ein bestimmtes Territorium, in dem die gentes sich ansiedelten, eine Entwicklung, die auch das Rechtsleben beeinflusste. Die Neuankömmlinge bedienten sich der römischen Eliten, des traditionellen Herrschaftsapparates des spätrömischen imperium, um einen Anteil an den Reichtümern, die der Mittelmeerraum auch in der Spätantike noch produzierte, für sich zu gewinnen. Gerade die Führungsschichten imitierten römische Lebensformen. Geben und Nehmen herrschte auch im Bereich der Sozialbeziehungen: „Germanisches“ Gefolgschaftswesen und verwandte römische Klientelstrukturen, römische Militär- und Kaisergewalt, senatorialadlige Grundherrschaft und geistliche Leitungsgewalt konvergierten zu einer neuen, mittelalterlichen Form von Herrschaft. Wechselseitige Beeinflussung ist auch auf dem Gebiet der künstlerischen Produktion aus archäologischen Funden greifbar. Vielerorts entwickelte sich ein friedliches Miteinander zwischen römischer Provinzialbevölkerung und Zuwanderern. Nur Vandalen und Langobarden kamen als brutale Eroberer, während z.B. die föderierten Westgoten zunächst sogar im Dienste der Römer als Garanten der bestehenden Sozialordnung in Gallien wirkten.

Diesen vielgestaltigen Charakter Europas, das von seinen Ursprüngen her romanische, christliche und gentile Traditionen verschmolz, hervorzuheben ist Anliegen dieses Buches. Denn nur diejenigen frühmittelalterlichen regna wurden im weiteren Verlauf der Geschichte zu Staaten, in denen diese Integration gelang: aus dem Frankenreich entstanden im Hochmittelalter Frankreich und Deutschland, aus dem Westgotenreich langfristig Spanien.

Die Darstellung schreitet vom Allgemeinen zum Besonderen. Das erste Kapitel beschreibt zusammenfassend und abstrahierend, was die folgenden Abschnitte anhand der Beispiele einzelner gentes konkret verfolgen: die Momente der Entstehung neuer Reiche auf ehemals römischem Boden. Wie gestalteten sich Ansiedlung, Verwaltung, Rechtsleben, religiöses und soziales Miteinander der verschiedenen Bevölkerungsgruppen? Der Genese der regna wird dabei stets mehr Raum in der Darstellung beigemessen als der weiteren Entfaltung der neuen Herrschaftsgebilde. Herausragende Persönlichkeiten der Epoche, Dichter, Geschichtsschreiber, Politiker und Kulturvermittler wie Augustin, Salvian von Marseille, Isidor von Sevilla kommen als Zeugen und Mitgestalter ihrer Zeit ausführlicher zu Wort.

Das erste Kapitel beleuchtet gleichzeitig die Forschungsprobleme, den Wandel der Betrachtungsweise, der sich z.B. in dem Paradigmenwechsel der Begriffe „Völkerwanderung“ bzw. „Ethnogenese“ spiegelt. Die aufgrund eines Kulturgefälles in den Mittelmeerraum zuwandernden Gruppen waren keine ethnisch homogenen Einheiten, große „Völker“ im biologischen Sinne von Abstammungsgemeinschaften, sondern auch zahlenmäßig weitaus kleinere Traditionsgemeinschaften, ethnisch heterogene, fluktuierende Gruppen, deren Zusammenhalt politische Einrichtungen und kulturelle Überlieferun-

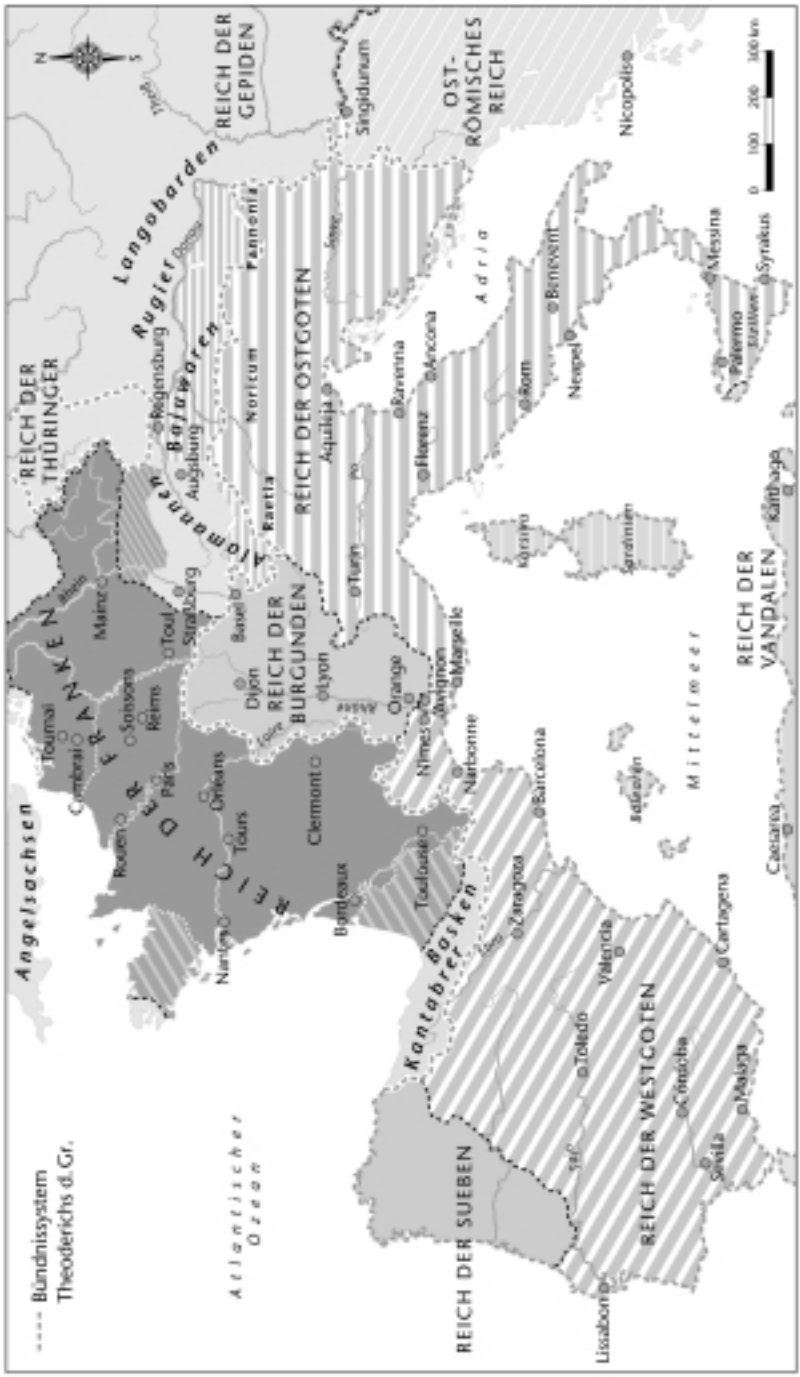
gen verbürgten. Nicht die Herkunft, sondern die gewachsenen Traditionen und Institutionen, gemeinsame Leistungen, der Entwurf einer gemeinsamen Vergangenheit in den Herkunftssagen und in der Geschichtsschreibung bildeten ihre Identität. Zu den revidierten Forschungstermini zählt auch der gerade in Deutschland ideologiebelastete Germanenbegriff, der inzwischen eher in Anführungszeichen zu verwenden ist. Denn die für den behandelten Zeitraum stets römisch geprägten Schriftquellen benutzen ihn als Fremdbezeichnung für die verschiedensten Gruppen, die an der Peripherie ihrer Welt lebten. Ein Einheitsbewusstsein oder eine zugrunde liegende stammesmäßige Geschlossenheit der Germanen hat es nie gegeben. Ein solcher Blick auf die Genese Europas, der die integrierende Kraft gemeinsamer politischer und kultureller Traditionen aufzeigt, vermag Zuversicht zu stiften auch für den gegenwärtigen europäischen Integrationsprozess.

I.
Das Erbe des imperium Romanum

Suis et ipsa Roma viribus ruit ...
Nec fera caerulea domuit Germania pube.
(Horaz, Epoden 16,2;7)

Am Anfang war das Römerreich, so ließe sich thesenhaft zugespitzt einer der wesentlichen Ursprünge des frühmittelalterlichen politischen Kosmos benennen. Denn erst im Kontakt mit dem imperium und in der produktiven Anverwandlung seiner politischen und kulturellen Hervorbringungen formierten sich die seit dem 3. Jh. in Richtung Mittelmeerraum zuwandernden germanischen gentes zu einer Pluralität von Herrschaftsgebilden, regna, die nach dem Erlöschen des westlichen Kaisertums das römische Westreich ablösten. Diesen *Transformationsprozess vom imperium zu den regna*, der eine immense politische und kulturelle Integrationsleistung des römischen Reichs zur Voraussetzung hatte, möchte der vorliegende Band beschreiben. Er spielte sich im 5. und 6. Jh. ab und war großenteils verursacht durch jene langfristigen Migrationsbewegungen, für die sich der unpassende Begriff „Völkerwanderung" eingebürgert hat (dazu s.u. S. 59 ff.).

Im 5. Jh. geriet die Westhälfte des römischen Reichs de facto unter germanische Herrschaft. Sachsen setzten nach Britannien über, Franken breiteten sich in Nordgallien aus, vom Oberrhein her stießen Alemannen vor, an der Rhône saßen Burgunder, in Aquitanien Westgoten, Spanien wurde von Westgoten und Sueben beherrscht, Vandalen hatten Afrika, Goten und Hunnen Pannonien erobert. In der „zweiten Reihe" rückten Sachsen, Vandalen aus Schlesien und Burgunder von der mittleren Oder nach. Keine dieser Gruppen verstand sich als Eroberer. Nicht ein Bevölkerungsdruck in den Ausgangsländern wie etwa Skandinavien erzeugte die Wanderungsbewegungen, sondern das wirtschaftliche und kulturelle Gefälle. Die als aristokratische Clangesellschaften organisierten gentes dachten zunächst nicht an dauernde Ansiedlung, sie suchten bessere Lebensverhältnisse und raubten Menschen, die als Hörige ihre Felder bebauen mussten. Erst in der Wanderzeit in Richtung auf das Römerreich formierten sich diese Gruppen zu gentes unter der Führung von Heerkönigen. Die monarchische Organisation hatte ihnen erst das Vorbild des Römerreichs vor Augen geführt. Man darf nicht vergessen: Die germanischen Zuwanderer stellten maximal 2% der Bevölkerung, bildeten also nur einen hauchdünnen Firnis über der romanischen Provinzialbevölkerung, neben bzw. mit der sie lebten. Für das Gelingen oder Scheitern des Zusammenlebens



Die gentilen Reiche um 500

mit dem romanischen Bevölkerungssubstrat waren freilich ethnische Differenzen weit weniger ausschlaggebend als Glaubensunterschiede.

Dies führt zu der Frage, was die regna zusammenhielt, da es eine gentile Identität aufgrund der heterogenen und fluktuierenden Zusammensetzung der Zuwanderer wie auch der Romanen nicht geben konnte und auch die sprachlichen und kulturellen Traditionen verschiedene waren. Germanisches Gefolgschaftswesen, römische Klientelstrukturen, römische Militär- und Kaisergewalt, senatorialadlige Grundherrschaft und, nicht zu vergessen, geistliche Leitungsgewalt waren so die Elemente, die allmählich zu jener spezifisch mittelalterlichen Form von „Herrschaft“ als eines wechselseitigen Verhältnisses verschmolzen, deren Charakter sich von der neuzeitlichen, durch Befehl und Gehorsam strukturierten Beziehung grundlegend unterscheidet.

Auch die christliche Kirche hatte einen entscheidenden Anteil an der *Integration der frühmittelalterlichen regna*. Vor allem anhand des Frankenreichs lässt sich dies zeigen, weil hier dank der Konversion Chlodwigs zum Katholizismus der für die Gotenreiche und das vandalische Königtum so nachteilige Dualismus von katholischer Provinzialbevölkerung und arianischen Zuwanderern/Eroberern nicht bestand. Der Aufbau eines immer fester werdenden Gefüges von Bistümern und Kathedralkirchen, begleitet von der Entfaltung des Klosterwesens spätestens seit dem 4. Jh., bereitete den Boden für die spätere Instrumentalisierung einer durch königliche Landschenkungen aus dem Fiskalgut üppig ausgestatteten fränkischen Landeskirche für die herrschaftliche Durchdringung des Raumes. Insgesamt führte die Christianisierung zwar zu einem Anwachsen des sozialen Gewichts des Adels, das sich in der Gründung von Eigenklöstern und der Übernahme von Bischofskirchen manifestierte. Als Korrektiv dazu wirkten jedoch die Leistungen der Kirche im Bereich der Sozialfürsorge stabilisierend. Die christliche Lehre, dass Almosengeben zur Vergebung der Sünden beitrage, die Bußpraxis der Kirche, die konkrete und öffentlich sichtbare Taten der Wiedergutmachung verlangte, führte dazu, dass Reichtum in der Spätantike in vorher nie gekanntem Ausmaß zum Aufbau einer religiösen Gemeinschaft genutzt wurde, die sich durch Missionierung immer weiter ausdehnte. So wirkte das Christentum auch räumlich-geographisch prägend für Europa, indem es beispielsweise in der angelsächsischen Mission auch die rechtsrheinischen Gebiete der christianitas erschloss. Es baute mit an der Fundamentierung des Abendlandes als historisch gewachsener Einheit. Die Bedeutung von Religion und Kirche im Frühmittelalter, die politischen Folgen der christologischen Streitigkeiten für das Bewusstsein der Zeitgenossen können kaum überschätzt werden.

Bevor wir diesen Transformationsprozess des spätantiken Römerreichs im Einzelnen betrachten, ist zu klären, weshalb er nur das Westreich betraf, während der Osten eine erstaunliche Überlebenskraft bewies. Zum einen sicherlich, weil die Grenzen im Westen länger und schwieriger zu verteidigen waren. Die Römer waren wehrlos, weil ihre besten Kontingente im Krieg gegen die Perser, die andere Weltmacht dieser Zeit, gebunden waren und das Reich

innerlich durch Usurpationen und Glaubenskämpfe geschwächt war. Hinzu kam, dass in Rom traditionell nur 1% der Bevölkerung Heeresdienst leistete und das Reich daher von jeher auf Sklaven und nichtrömische Hilfstruppen, barbarische Kontingente, angewiesen war.

Aber auch demographische Überlegungen sind in diesem Zusammenhang hilfreich: Während in Konstantinopel um 500 etwa 300000 Menschen beheimatet waren, so nimmt man für das gleichzeitige gotische Toulouse bloß 15000 Bewohner an. D.h., dass in der Hauptstadt des Westgotenreichs und damit des Großteils der einstigen gallischen Präfektur weniger Menschen wohnten als das auf etwa 20000 Mann geschätzte Gotenheer umfasste. Hingegen lebten in Konstantinopel mehr Menschen als die gesamte römische Streitmacht zu irgendeinem Zeitpunkt aufbieten konnte. Auch im ökonomischen Bereich war der Westen während des 4. und 5. Jhs. zum Juniorpartner Konstantinopels herabgesunken. So wären um 450 etwa 60% des jährlichen Steueraufkommens des Westreichs, aber nicht einmal 5% des östlichen Budgets für die Erhaltung von 30000 Elitesoldaten auszugeben gewesen.

Der *Verwundbarkeit insbesondere des Westens* begegnete das Römerreich durch eine Art appeasement-Strategie: die allmähliche Integration kleinerer barbarischer Gruppen durch deren Aufnahme ins Heer, das ihnen Aufstiegschancen bis in höchste Kommandostellen eröffnete, sollte größere Konfrontationen vermeiden. Erinnert sei nur an den Vandalen Stilicho, der im 5. Jh. als oberster Heermeister eine vizekaiserliche Stellung erreichte. Gleichzeitig versuchte man, rivalisierende Stammesgruppen und ganze gentes gegeneinander auszuspielen, um eine Machtbalance zu erreichen: Westgoten gegen Alanen, Sueben und Vandalen, Franken gegen Ostgoten. Den Barbaren war ebenfalls nicht an einer Zerschlagung des imperium gelegen: Ihre Stellung als Heerkönige verdankten sie oft genug einem römischen Militärkommando. Gleichzeitig hofften sie, an der wirtschaftlichen Prosperität des Römerreichs teilzuhaben und auf diese Weise ihre Gefolgschaft zufrieden zu stellen. Diese partielle Interessenidentität führte dazu, dass es gelang, durch Konfliktregulierung und -eindämmung, vor allem auch im diplomatischen, vertraglichen Verkehr mit den verschiedenen gentes, den Zerfall des Reichs aufzuhalten, nicht aber, ihn auf Dauer zu verhindern.

1. Struktureller Wandel in der Spätantike: Die Reformen Diokletians und Konstantins und ihre Folgen

Lange Zeit in der Forschung als Niedergangsepoche unterschätzt, hat sich heute eine wesentlich positivere Sicht der *Spätantike* als einer eigenständigen, schöpferischen und dynamischen Periode durchgesetzt. Begrenzt einerseits durch den Regierungsantritt Diokletians (284), den Beginn eines autokrati-

schen Kaisertums, das sich vom früheren, auf eine Art Mitherrschaft des Senats gegründeten Prinzipatskaisertum unterschied, und andererseits durch den Tod des Kaisers Herakleios (641), der durch seine erfolgreichen Perserfeldzüge berühmt wurde und unter dessen Herrschaft Literatur und Kunst eine späte Blüte erlebten, gilt sie inzwischen weniger als Schwundstufe der Antike denn *als Fundament des Mittelalters*.

Denn die Spätantike formte insofern die Grundlagen der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verfassung Europas, als sie die Staatsmodelle eines transgentilen imperialen Gottesgnadentums, aber auch ethnisch legitimierter Königsherrschaft entwickelte, eine bürokratische, auf dem Latein als universaler Sprache der Gebildeten basierende Verwaltung und ein differenziertes Rechtssystem tradierte, eine hierarchische Gesellschaftsordnung auf der Basis von amicitia als dem Paradigma zwischenmenschlicher Beziehungen entwickelte. Der Begriff umfasste Freundschaft, Klientel, Gefolgschaft, außenpolitische Bündnisse, geistliche Beziehungen und ersetzte in einer Zeit des Zerfalls der römischen Ordnungsmacht das, was man modern als „Herrschaft" bezeichnen würde. Die urban geprägte Gesellschaft der Spätantike ruralisierte sich allmählich – wenn auch in regional stark unterschiedlichem Maße – und löste sich in partikulare Grundherrschaften auf. Gleichzeitig entwickelte die in gewandelter Form fortbestehende aristokratische Führungsschicht auf der Grundlage einer Verbindung von säkularer und christlicher Bildungstradition ein imperium christianum, in dem die Kirche subsidiär in weltliche Herrschaftsfunktionen hineinwuchs und Asketen, Heilige und Bischöfe zu Leitbildern avancierten.

Über die vielfältigen *Ursachen des Zerfalls des römischen Reichs* ist in der Forschung intensiv diskutiert worden. Man unterscheidet fünf Faktorengruppen, die unterschiedlich gewichtet werden. Die Rolle des Christentums ist einer unter ihnen. Nicht nur die Frage, die Augustin umtrieb, ob die neue Religion dafür verantwortlich sei, dass Rom von den Goten heimgesucht werde, sondern v. a. die im 5. Jh. ausgetragenen christologischen Streitigkeiten trugen dazu bei, dass die Integration des imperium, in dem Arianer, Orthodoxe, Monophysiten und andere Gruppen (dazu s.u. S. 38) nebeneinander existierten, schwieriger wurde.

Hinzu kamen sozioökonomische Faktoren; v. a. die traditionell eklatanten Besitzunterschiede zwischen Arm und Reich v. a. im Westen, für die man in unserer Zeit selbst in der arabischen Welt oder in den Vereinigten Staaten kaum Vergleichbares finden dürfte.

Die Besitzunterschiede sind freilich nicht als ausschlaggebender Faktor in der Auflösung des Reichs anzusehen. Großbetriebe sind eben u. U. rentabler als kleinere Einheiten. Im Übrigen blieb es so, dass Bauernsöhne – und nicht nur diese – höchst ungern ins römische Heer gingen. Dies spricht eher für eine fortdauernde Prosperität im ökonomischen Bereich, ohne die sich die Migrationsbewegungen der Spätantike kaum erklären lassen. Die Forschung hat den Begriff des „Zwangsstaates" (Aubin) inzwischen aufgegeben, da er

nicht den Realitäten entspricht. Die ständige Wiederholung der kaiserlichen Gesetze, die z.B. eine Bindung der Söhne an Stand und Beruf des Vaters sichern sollten, spricht für deren Unwirksamkeit. Man muss für die Spätantike eher mit einer hohen sozialen Mobilität rechnen.

Klimatische Faktoren sind ebenfalls als Ursachen kaum ernst zu nehmen. Das Reich produzierte noch bis ins 5. Jh. mehr als die Barbarenländer und konnte die Germanenheere auf römischem Boden sogar miternähren.

Innenpolitische Faktoren wie v.a. die ständigen Usurpationen im Westen sind da schon wesentlicher. Das Kaisertum regierte seit der Mitte des 3. Jh. nicht mehr im Einklang mit den führenden Schichten des Reichs. Es stützte sich vielmehr auf den alleinigen Machtfaktor, der noch zählte: das Heer. Das Militär jedoch war unfähig, eine stabile, kontinuierliche Staatsgewalt zu schaffen. Die einzelnen, räumlich weit voneinander entfernt stationierten Einheiten ließen sich nur von ihrem kurzsichtigen Egoismus leiten. Jede von ihnen suchte ihren Anführer als Kaiser zu etablieren, und so mündeten die ungezügelten Schilderhebungen von Seiten des Militärs in Bürgerkrieg und Anarchie.

Der Wirrwarr der Usurpationen steht in Zusammenhang mit dem wohl entscheidenden Faktor zur Umgestaltung des imperium, den Wanderungswellen verschiedener Völkerverbände in Richtung auf den Mittelmeerraum, den Rom nur bis zum 3. Jh. abzuwehren bzw. zu assimilieren vermochte. Die Interdependenz innerer und äußerer Faktoren wird in der neueren Forschung zu Recht betont: „Es waren nicht Völker, die sich auf Wanderschaft begaben, um Rom zu erobern, eher umgekehrt: Die Kämpfe um die Macht im imperium erforderten große Zusammenschlüsse, deren Erfolg ihren ethnischen Zusammenhalt stärkte ... Fast alle Machtgruppen, die ... um die Kontrolle des Imperiums rangen, waren rivalisierende Allianzen von Römern und Barbaren“ (Pohl).

Welche Mittel hatte das spätantike imperium noch zur Verfügung, dem drohenden Verlust seiner territorialen Integrität Einhalt zu gebieten? Wie war der Krise, in der Bauern und Städte zunehmend unter dem steuerlichen Zugriff des Staates litten, zu steuern? Dauernde Kriege mit den Sassaniden im Osten, den Goten und Sarmaten an der Donau, den Franken und Alemannen im Westen, aber auch eine wachsende Bürokratie hatten die Finanzen des Staates erschöpft, der Geldwert war auf einen Bruchteil gesunken, Grenzgebiete waren verloren gegangen. Eine erste allgemeine Christenverfolgung war ausgerufen worden, weil man meinte, hier die Schuldigen für den Zerfall des Reichs gefunden zu haben. Diokletian (284–305) und Konstantin (306–337) ging es zunächst darum, den Bestand des Reichs zu sichern, dem einen als konservativem Reformer, dem anderen als Wegbereiter eines neuen Reichsverständnisses, denn durch Konstantins Bekehrung wurde das Römerreich zum imperium Christianum umgeformt. Die Fernwirkungen dieses Umbruchs prägten die germanischen Nachfolgereiche, insbesondere das Frankenreich, und über dieses das gesamte Mittelalter. Die *Reformen* zielten